

Riskante Leben? Geschlechterordnungen in der Reflexiven Moderne

Vera Moser/Barbara Rendtorff

Einleitung

Nach dem von Ulrich Beck geprägten Schlagwort von der „Risikogesellschaft“ wirken die von modernen westlichen Gesellschaften produzierten Risiken individualisierend und führen typischerweise dazu, dass die entstehenden Gefährdungslagen von den einzelnen Individuen, von jeder Person selbst getragen und bewältigt werden müssen, wobei die Risiken zunehmend als ‚globale Gefährdungen‘ erscheinen, die nicht sinnlich erfassbar sind sowie klassen- bzw. schichtunabhängig auftreten (Beck 1986). Doch ist die Beck-sche ‚Individualisierungsdiagnose‘ nicht unwidersprochen geblieben. Denn die öffentliche Debatte mit ihrer inflationären Darstellung einer allgemeinen und alle gleichermaßen betreffenden Zunahme von Gefährdungen lenkt ja auch von der Tatsache und den Bedingungen sozialer Ungleichheiten ab: Einerseits erzeugt die Vorstellung allgemeiner Bedrohung beständig neue Handlungsunsicherheiten, andererseits nivelliert das wachsende Gefühl, dass die Ungleichheit erzeugenden Umstände zwar in die eigene Verantwortung fallen, sich jedoch dem individuellen Zugriff entziehen und von der einzelnen Person nicht mehr beeinflussbar sind, tendenziell sowohl das Bewusstsein möglicher Ungerechtigkeit gesellschaftlicher Umstände wie auch von individuellen und gesellschaftlichen Verantwortlichkeiten.

Im gegenwärtigen Bildungsdiskurs wird die Verteilung sozialer, finanzieller und kultureller Risiken (vgl. Bildungsbericht 2010) vor allem in Bezug auf den sogenannten ‚Migrationshintergrund‘ erörtert, wobei sich ungünstige soziale Lage und Einwanderung ja häufig überschneiden – d.h. sie werden biographisiert und ethnisiert. Dabei steht meistens im Fokus der Betrachtung, welche Gruppen wieviel mehr (oder weniger) Zugang zu gesellschaftlichen Gütern erhalten. So wird von Seiten der empirischen Bildungsforschung etwa konstatiert, dass Kinder aus der Oberschicht bzw. den sogenannten bildungsnahen Schichten auch dann bessere Chancen auf höher qualifizierende Bildungswege erhalten, wenn man nur Kinder mit gleicher Fachleistung vergleicht, so dass also die Schulübergangsempfehlungen keineswegs nur anhand von Leistungsaspekten der begutachteten Kinder ausgesprochen werden (vgl. z.B. Baumert et al. 2003; Van Ackeren/Klemm 2011), und es werden die dabei auftretenden Effekte aus Einwanderung und dem sogenannten Migrationshintergrund diskutiert.

Aus der Perspektive der Geschlechterforschung muss die Fragerichtung jedoch entscheidend differenziert werden. Hier darf nicht nur das ‚mehr oder weniger‘ von Verteilungsprozessen im Vordergrund stehen, sondern die Frage, wer *was* erhält und nicht erhält, wer welche Rechte und Verpflichtungen übertragen bekommt, wer woran gemessen, wem was abverlangt, wer woran gehindert wird und welche Konsequenzen das hat – für die Einzelnen, ihre jeweilige geschlechtstypische Positionierung, für die Positionierung von Geschlechtsgruppen und für die Gesellschaft insgesamt. Auch wenn die kultursoziologischen Differenzierungen des Risikobegriffs hier Ansatzpunkte an die Hand geben, ist die geschlechtstypische Dimension sozialer Ungleichheiten doch viel zu wenig systematisch Bestandteil gesellschaftspolitischer Reflexion. Auch dies ließe sich am gegenwärtigen Bildungsdiskurs gut aufzeigen, in dem die besseren Schulabschlüsse von Mädchen meist lediglich quantitativ und ohne kontextualisierende Bezüge, etwa auf berufliche Entscheidungswege und Folgen für die Lebensgestaltung, betrachtet werden.

Eine geschlechterbezogene Betrachtung muss also die Fragestellung mindestens in zwei Richtungen öffnen, auf die Ausgestaltung der Geschlechterbeziehungen und auf die je unterschiedliche Wirkung der Veränderungen auf die Lebensumstände von Frauen und Männern bzw. männliche und weibliche Positionierungen in der Gesellschaft. Denn die sogenannte Freisetzung des Subjekts führt ja gerade nicht ‚wie von selbst‘ zur Auflösung von Geschlechterpolaritäten, möglicherweise aber zu Verschiebungen oder auch zu neuen Geschlechterpolaritäten, wie z.B. der Entstehung neuer weiblicher Berufe: So sind von den Studierenden, die in Deutschland das Studium der Veterinärmedizin aufnehmen, inzwischen knapp 90% weiblich (vgl. Lenz/Adler 2010: 170).

Gleichzeitig müssten die unterschiedlichen Wirkungen der ‚Freisetzung des Subjekts‘ auf männliche und weibliche Lebenslagen, Berufsfelder, Verantwortungsbereiche sorgfältig diskutiert werden. Spezifisch für die Reflexive Moderne ist ja gerade, dass ‚Verursacher‘ ungünstiger Lebensumstände nicht mehr erkennbar sind, die Strukturen der Verteilung dieser ungünstigen Umstände auf die Individuen verdeckt und tendenziell undurchschaubar werden. Damit wird auch die Geschlechterordnung, der ‚Geschlechtervertrag‘, schwerer durchschaubar. Hier schließen sich dann auch Fragen nach der Struktur pädagogischer Arbeitsfelder an, auch nach pädagogischen Maßnahmen oder familialen Arbeits- und Aufgabenteilungen.

Welche Geschlechterauffassung und welche Geschlechterverhältnisse, so lässt sich damit zusammenfassend fragen, bringt eine Individualisierungsgesellschaft hervor? Mit den Individualisierungsprozessen steigt offenbar auch der Bedarf an Orientierung – wie tragen Institutionen zur Konkretisierung und Stabilisierung dieser Geschlechterauffassungen bei? Entstehen hier neue Strukturen oder werden nur die überkommenen variiert, modifiziert und dadurch verdeckt und erneut abgesichert?

Mit diesen und ähnlichen Fragen befassen sich die Beiträge dieses Bandes. Zunächst erläutert *Hildegard Maria Nickel* in ihrem einleitenden Essay neue „Riskante Chancen“ auf dem Arbeitsmarkt, auf dem die Freisetzung des Individuums quasi geschlechtslos verhandelt wird und die Reproduktionsarbeit als individuelles Risiko in vergeschlechteten Subjektivierungsprozessen zu tragen ist. Die private Lebenswelt kann so nur noch individuell konstituiert und geschützt werden.

In ihrem Beitrag „Individualisierte Geschlechterordnungen? Feministische und hegemonieanalytische Kritik eines modernisierungstheoretischen Konzepts“ kritisiert *Christine Thon* die Becksche Individualisierungsdiagnose aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive. Sie argumentiert, dass dieser Ansatz als ein „hegemoniales Programm“ fungiert, das insbesondere im Diskurs über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf hinter seinen attraktiv wirkenden Versprechungen geschlechtsspezifische Verantwortlichkeiten tradiert und legitimiert.

Barbara Pichler untersucht in ihrem Beitrag „Die flexible Frau und der gebrochene Mann. Geschlechterformationen im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs“ aktuelle Diskussionen über das Altwerden. Sie bezieht sich dabei auf einige zentrale aktuell meinungsbildende Texte, arbeitet deren geschlechtstypische und -typisierende Darstellung heraus und diskutiert ihre Wirkung für den Alter(n)sdiskurs.

Der Beitrag „Prekäre Konstellationen: Lebensführung von Haushalten in prekären Lebenslagen zwischen Erwerbs- und Care-Arbeit“ von *Michèle Amacker* konzentriert sich auf die Frage, wie sich individuelle ‚Lebens-Risiken‘ in prekären Lebenslagen, die teils durch Erwerbsverläufe, teils durch die individuelle Haushaltsslage verursacht worden sind, geschlechtstypisch darstellen. Anhand von Fallbeispielen einer Schweizer Studie erörtert sie verschiedene Analysedimensionen und diskutiert die Frage, ob prekäre Lebensweisen auch die Chance für geschlechtsrollendifferenzierende Positionierungen beinhalten.

Die danach folgenden Beiträge beziehen sich jeweils auf aktuelle Forschungsprojekte: *Carola Iller* und *Jana Wienberg* zielen in ihrem Beitrag auf eine Aufklärung der Geschlechterunterschiede in der Lebensführung in der zweiten Lebenshälfte unter der Perspektive von Lebenszufriedenheit und Gesundheit. Dazu werden Daten der ‚Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE)‘ herangezogen.

Regina Heimann untersucht die Bedeutung sozialer Milieus für die Weiterbildungsentscheidungen von Frauen nach einer familienbedingten Unterbrechung der Erwerbstätigkeit am Beispiel des Studiengangs ‚FrauenStudien‘ an der Universität Bielefeld. Unter Bezugnahme auf Bourdieus Habituskonzept geht die Autorin hier insbesondere der Frage der Kapitalbildung nach.

Sandra Glammeier rekonstruiert das Handlungs- und Orientierungswissen von Frauen, die von psychischer, körperlicher und sexueller Gewalt be-

troffen sind, in Bezug auf ihr Selbstverständnis von Selbstbestimmung und Selbstverfügung auf der Basis von Gruppendiskussionen.

Im Beitrag von *Michael Ley* werden intendierte und nicht-intendierte Prozesse der Herstellung von Geschlechtsidentitäten am Beispiel eines sich für die Koedukation öffnenden katholischen Mädchengymnasiums herausgearbeitet.

Marion Ott und *Rhea Seehaus* untersuchen in ihrem Beitrag, wie sich die geschlechtsspezifische Zuordnung von Sorge- und Erwerbstätigkeit am Beispiel der Versorgung von Kleinkindern auswirkt. Dazu rekonstruieren die Autorinnen Diskurse über die Praxis des Stillens.

John Litau und *Barbara Stauber* befassen sich in ihrer Studie mit „jugendkulturellem Rauschtrinken“ und fragen dabei, inwieweit körperbezogene jugendkulturelle Praktiken auch zur Darstellung und Befestigung von Geschlechterpositionen beitragen.

Den Band beschließen Tagungsberichte und Rezensionen. Wir wünschen unseren LeserInnen eine anregende Lektüre!

Die Herausgeberinnen
(unter Mitarbeit von *Saskia Grubert*)

Literatur

- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2010): Bildungsbericht 2010.
http://www.bildungsbericht.de/daten2010/bb_2010.pdf [Zugriff: 05.01.2012]
- Baumert, Jürgen/Watermann, Rainer/Schümer, Gundel (2003): Disparitäten der Bildungsbeteiligung und des Kompetenzerwerbs: Ein institutionelles und individuelles Mediationsmodell. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 6, S. 46-71.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Lenz, Karl/Adler, Marina (2010): Geschlechterverhältnisse. Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung Band 1. Weinheim: Juventa.
- Van Ackeren, Isabell & Klemm, Klaus (2011): Entstehung, Struktur und Steuerung des deutschen Schulsystems. Wiesbaden: Juventa.